



Wörter sind mir aus der Hosentasche gefallen und ich habe sie nie mehr gefunden

Francesco Micieli

Dass man Wörter und Sprache verlieren kann, habe ich als kleiner Bub erfahren. Ich stand mit meiner Grossmutter am Fenster, wir schauten in jene Richtung, die bei Nordwind, und falls man die Augen konzentriert schauen lässt, ein kleines Stück Meer zeigt, da sagte Grossmutter, sie habe dem Fenster früher immer „dritsore“ gesagt und nicht „finester“, wie man heute sage. Wenn sie mich so anschaute, machte meine Grossmutter Schlitz aus ihren Augen und ihre Nase sah aus wie eine Galionsfigur. Ich weiss nicht mehr genau, was ich alles gedacht habe in jenem Augenblick, aber ich kann mich noch gut erinnern, dass ich ganz traurig wurde, denn mir schien plötzlich, dass Grossmutter nicht mehr zu ihrem Fenster hinauslehnte, dass sie an einem fremden Fenster stand, dass sie ihr Fenster für immer verloren hatte und sie nur noch sagen konnte, ich hatte einmal ein Fenster und das hiess dritsore.

Ich beschloss ganz genau auf die Wörter aufzupassen und sie nicht zu verlieren.

Doch musste ich merken, dass ich nicht wirklich die Macht über die Wörter hatte. Meine kleine Schwester starb und unsere ganze Familie verlor ein Wort, das uns glücklich gemacht hatte, ein Wort, welches unsere Herzen gross gemacht hatte.

E bija ime
Moter
Meine Tochter
Schwester

Bevor diese Wörter verschwanden, zeigten sie ihre Fratze, wurden uns fremd und leer, tot. Die Kehlen waren zugeschnürt. In meinem Bauch waren nur noch Stiche und ich wollte nicht mehr sprechen. Monate lang. Später sprach ich nur noch fehlerhaft, mit vielen Lücken, vielen Auslassungen. Wenn man mich fragte, weshalb ich so spräche, sagte ich nur: „Die Wörter sind mir aus der Hosentasche gefallen, und ich habe sie nicht mehr gefunden.“ Man hatte Mitleid mit mir. Ich glaube, sie dachten, ich sei sprachkrank oder geisteskrank. Die meisten bekreuzigten sich, wenn sie mich sahen. Einige lachte und sagten: „Das ist der Knabe, der die Wörter verliert“.

Kurz darauf wanderte meine Mutter in die Schweiz aus, um bei Vater zu sein. Er lebte schon seit einigen Jahren dort und wusste nicht viel über unser Leben. Ich konnte mich auch nicht genau erinnern, ob er

die Schwester gesehen hatte, ob er sie in die Arme genommen hatte. Als Mutter ging, verschwand nur sie. Das Wort blieb. Aber es wurde ein anderes Wort, ein Wort das beim Aussprechen schmerzte. Ein Wort wie eine grosse Einsamkeit.

Nach zwei Jahren, ich hatte wieder ganz normal gesprochen, mussten mein Bruder und ich auch in die Schweiz gehen. Zuerst verschwanden die Dinge, die Gerüche, die Töne, die Menschen, die uns umgeben hatten. Grossvater starb kurz darauf, ohne dass wir ihn noch einmal sehen konnten. Die Wörter wurden nur noch Ton, Luft. Sie verloren die Welt, auf die sie sich bezogen hatten. Die Menschen, die Dinge, die Gerüche und die Töne in der Schweiz wollten nicht zur Sprache passen, die wir mitgenommen hatten.

Unsere Sprache wurde zu einer Geheimsprache zwischen uns und den Eltern. Für alles andere war sie unbrauchbar geworden. Sie erreichte die Menschen nicht und die Dinge nicht.

Mein Bruder und ich verloren so die Sprache, die unsere ersten Jahre erzählte. Die Welt unserer Ich-Erzählungen verschwand. Es blieb eine Leere zurück. Wir waren nackt, verletzt, ohne Erzählkleid, bis die neue Sprache sagen konnte, wer wir sind. Wir begannen „Berndeutsch“ zu sprechen, auch in der Familie, damit unsere Eltern uns nicht verstanden. Eine Geheimsprache gegen die Geheimsprache. Die Eltern verloren die direkte Verbindung zu unserer Welt, was sie noch einsamer werden liess. Wir waren uns fremd geworden und an einem sprachlichen Existenzminimum angelangt.

Von dort aus begannen wir die Eltern zu übersetzen, wir wurden Sprachrohr für sie, sogar an den Elterngesprächen der Schule. Wir übernahmen sozusagen beide Rollen. Kind und Eltern. Dadurch erlebten wir die Sprache der Mutter, die Sprache des Vaters wieder als das, was sie gewesen war: unser erstes Fenster auf das Leben. Umarmende, beschützende und liebende Muttersprache und Vatersprache.

Francesco Micieli, 1956 geboren in Santa Sofia d'Epiro, Italien. Seit 1965 in der Schweiz. Studium der Romanistik und Germanistik in Bern und Florenz. Lebt heute als Autor und Dozent an der Schule für Gestaltung Bern/Biel und an der Hochschule der Künste Bern.

Francesco Micieli (2007). *Mein Vater geht jeden Tag vier Mal die Treppe hinauf und herunter. Texte zu Sprache und Heimat* (pp. 65-69). Biel/Bienne: Verlag die brotsuppe.